

**SCHILLERSCHULE**

Integrierte Gesamtschule
Goethestraße 109 - 111
63067 Offenbach am Main
Tel: (069) 80652245
Fax: (069) 80653426

Als Zwangs- arbeiter in Offenbach

**Grigorij Nikolajewitsch Komissarenko
erzählt in 4 Briefen an die
Schülerzeitung „Maulwurf“
der Offenbacher Schillerschule
über seine Zeit in Offenbach**

Sehr geehrter Pan Bürgermeister ...

So fing der handgeschriebene Brief aus der Ukraine an, der im Frühjahr 2000 über viele Umwege vom Rathaus ins Stadtarchiv gelangte und von dort zur Schillerschule, weil man wusste, dass an der Schillerschule Russisch unterrichtet wird.

Natürlich haben sich einige Russisch-Schüler bereit erklärt, den Brief zu übersetzen. Ein ehemaliger Zwangsarbeiter bat die Stadtverwaltung darum, ihm zu bestätigen, dass er vor über 50 Jahren in Offenbach gearbeitet hat, weil er dann einen Anspruch auf eine kleine Zahlung aus dem gerade von der Bundesregierung und deutschen Unternehmen geschaffenen Fonds zur Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter habe. Es stellt sich heraus, dass der Schreiber des Briefes ein ehemaliger Lehrer ist und da wir uns alle nicht so richtig vorstellen konnten, was es mit diesen Zwangsarbeitern auf sich hatte, kam die Idee auf, Herrn Komissarenko, so hieß er, in einem Brief zu bitten, uns etwas darüber zu erzählen.

Er hat uns sehr schnell geantwortet und was wir in diesem Brief gelesen haben, hat uns doch sehr nachdenklich gemacht. Vor allem auch, weil wir mittlerweile noch einige weitere Anfragen in russischer Sprache erhalten haben und erfahren haben, dass im Stadtarchiv die Unterlagen von vielen Hunderten von Zwangsarbeitern aller Nationen liegen. Wir sind deshalb am überlegen, ob wir dieser Sache im Rahmen eines Projekts ausführlicher nachgehen wollen.

Hier jedoch ist die Übersetzung des Briefes von Herrn Komissarenko.



Grigorij Nikolajewitsch Komissarenko

1. Brief

Liebe jungen Freunde an der Schillerschule, sehr geehrter Herr Grünleitner, ich bedanke mich für Ihren freundlichen Brief und ich danke Ihrem Bürgermeister, dass er meinem Anliegen Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Mein Name ist Grigorij N. Komissarenko und ich lebe in der Ukraine. Ich bin 77 Jahre alt. Auch ich war einmal jung und genauso neugierig auf die Welt wie ihr. Aber kennt ihr überhaupt die Ukraine, wo sie ist und was das für ein Land ist?

Die Ukraine ist von seinem Territorium größer als Frankreich. Frankreich hat 551 000 km², die Ukraine 603,7 km². Von Westen nach Osten erstreckt sich die Ukraine über

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

1316 km und von Norden nach Süden über 893 km.

Die Ukraine wird von zwei Meeren umspült: dem Schwarzen und dem Asowschen Meer. Durch die Ukraine fließt der Dnjepr. Er ist 2201 km lang und 981 km davon sind in der Ukraine. In der Ukraine lebten früher 52 Millionen Menschen, jetzt sind es nur noch 48,5 Millionen.

Ich lebe in Saporoschje, auf dem rechten Dnjepr-Ufer.

Die Ukraine gehörte bis vor kurzem noch zur Sowjetunion. Die Regierung war damals kommunistisch und es war eine schlechte Regierung. Für ein Wort im falschen Moment konnte man schon in den letzten Winkel des Landes tausende von Kilometern nach Sibirien verbannt werden.

Am 22. Juni 1941 begann der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion, zu der damals auch noch die Ukraine gehörte.

Die Sowjetunion war damals nicht auf den Krieg vorbereitet und so konnte die gut ausgerüstete und hervorragend ausgebildete deutsche Armee schnell tief in das Land eindringen.

Mitte August 1941 haben die deutschen Truppen das Baltikum, Weißrussland und einen beträchtlichen Teil Russlands und der Ukraine besetzt.

Ich war damals gerade 18 Jahre alt geworden und im Herbst 1941 hätte ich eigentlich in die sowjetische Armee eingezogen werden müssen. Aber weil Krieg war, wurden zunächst nur die Reservisten zu den Waffen gerufen, also diejenigen, die schon in der Armee gedient hatten. Vor der Ankunft der Deutschen fingen sie aber an, auch solche wie mich einzuziehen zur Ausbildung einzuziehen. Man gab uns ein Übungsgewehr für jede Abteilung, Gasmasken und Spaten.

Als dann die deutsche Vorhut immer näher kam, erklärte man uns, dass die Deutschen

hinter uns Truppen abgesetzt hätten und wir diese zu bekämpfen hätten. Und so wurden wir jungen Leute praktisch unbewaffnet gegen die deutschen Panzer und Geschütze in den Kampf geschickt. Das geschah am 18. August abends direkt neben dem Fluss Dnjepr.

Die Deutschen haben unseren Angriff schnell abgewehrt: Sie eröffneten das Feuer mit Maschinengewehren und Granatwerfern. Ich fühlte mich plötzlich, als würde mich jemand in die Luft heben und irgendwo hin werfen. Ich verlor das Bewusstsein und als ich wieder zu mir kam, war es schon nachts. Mein Kopf tat weh, als hätte jemand mit dem Hammer darauf geschlagen, mein Gesicht klebte vor Blut, die Seite tat mir weh und mir war schrecklich schlecht. Ich lag in einem Gebüsch und weiß nicht, wie ich dort heraus kam.

Meine Freunde, die bereits Ich werde nicht im einzelnen beschreiben, wie ich schließlich in das Dorf Preobraschenka gelangte, wo meine ältere Schwester lebte, wie ich zwei Nächte zu Fuß ging (die Entfernung betrug ca. 20 km), wie ich mich tagsüber in den Feldern versteckte und nachts, weil ich vor Durst fast umkam, in die Gurkenfelder schlich, um einige Gurken zu essen, weil mein Mund so trocken war. Als ich zu meiner Schwester kam, hatte ich heftige Bauchschmerzen und bald stellt sich heraus, dass ich eine Blutvergiftung hatte.

Ich werde nicht schreiben, wie mich die alten Frauen im Dorf pflegten und mit Kräutern behandelten, ich sage nur, dass ich mich fast zwei Monate zwischen Leben und Tod befand, aber dann gewann die Jugend wieder die Oberhand. Aber noch sehr lange danach taten mir der Kopf und die Hüfte weh.

Zu der Zeit war es sehr schwer geworden in der Stadt zu leben. Deshalb zogen auch noch mein Vater und meine Mutter zu mei-

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

ner Schwester aufs Dorf. So lebten wir bis zum Herbst 1943, arbeiteten in der Kolchose und ich arbeitete ein wenig als Buchhalter.

Seit 1942 fingen die deutschen Besatzer an, die Jugend zur Zwangsarbeit nach Deutschland zu schicken. Zweimal versuchten sie schon auch mich zu schicken, doch jedes Mal wenn sie mich holen wollten, habe ich mich in einem anderen Dorf versteckt, wo meine andere Schwester wohnte.

Im Oktober 1943, die Deutschen waren bereits wieder auf dem Rückzug, kam die deutsche Feld-Gendarmerie in das Dorf, in dem ich lebte, ergriffen alle Männer, also auch mich und meinen Vater und jagten uns nach Kriwoj Rog. Diese Stadt befand sich mehr als 100 km von unserem Dorf entfernt.

Während des Weges dorthin stießen immer neue Gruppen von Männern aus anderen Dörfern zu uns. Auf diese Weise entstand eine sehr lange Kolonne. Und nun stellt Euch vor:

Es ist Herbst, es regnet, nachts kein Dach über dem Kopf, viele hatte nur schlechte Kleider und schlechte Schuhe. Dazu hatten die Deutschen die Bewachung des Konvois an die Kalmücken übergeben, die sich uns gegenüber sehr grausam verhielten, weil sie die, die nicht mehr konnten, auspeitschten, mit Hunden jagten, und dabei auf ihren Pferden ritten.

(Die Kalmücken waren ein mongolischer Volksstamm, der seit dem 16. Jh. am Gebiet der unteren Wolga lebte und während des 2. Weltkriegs mit den deutschen Besatzern zusammenarbeitete. Nach dem Krieg wurden fast alle Angehörigen dieses Volkes von Stalin nach Sibirien deportiert)

Mein Vater war damals 55 Jahre alt. Er erkrankte während des Fußmarsches und starb in einem Wagon, in den sie uns in Kriwoj Rog verfrachteten. Wir haben ihn in

Przemysl in Polen begraben, wo der Zug einen kurzen Halt machte.

Dann wurden wir weiter nach Bad Orb gebracht, wo wir einen Monat in einem Quarantäne-Lager lebten, von dort ging es nach Frankfurt am Main und schließlich nach Offenbach, wo ich mit meinem Freund Ivan Grebenjuk (der nach unserer Rückkehr in die Heimat bald starb) in ein Lager des Werks "Engelhard Kollet" gesteckt wurde. Gearbeitet haben wir jedoch bei einem Mann, der eine kleine Altstoffsammlung (Metall, Holz, Papier usw.) betrieb.

Mit freundlichen Grüßen Grigorij Nikolajewitsch Komissarenko

2. Brief

Liebe jungen Freunde in Deutschland. Ich habe die Ausgabe Eurer letzten Schülerzeitung mit den Fotografien und der Übersetzung meines Briefes erhalten. Ich war angenehm überrascht und möchte Euch dafür herzlich danken. Ich schicke Euch diesmal die Fortsetzung meiner Erzählung. Doch auch das ist noch nicht die ganze Geschichte, wenn sie Euch interessiert, werde ich sie zu Ende erzählen.

Diesmal berichte ich Euch, wie wir damals in Offenbach lebten.

Nachdem wir längere Zeit durch verschiedene Lager geschickt wurden, (aus unserer Heimat hatte man uns Ende Oktober 1943 deportiert) landeten wir schließlich in Offenbach.

Es war Dienstag, den 15 Februar 1944. (Dass es ein Dienstag war, habe ich später durch einen Jahreskalender herausgefunden.)

In Offenbach war gutes Wetter, obwohl es Februar war. Soweit ich mich erinnern kann, liefen wir in Jacken herum. In der Ukraine war der Februar immer ein kalter und eisiger Monat, obwohl es der letzte Wintermonat war. Manchmal wurde es in der Ukraine

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

bis zu -30°C . Die Zahl der Angekommenen betrug 30 Leute. Wir wurden auf verschiedene Stellen verteilt, eine Gruppe wurde von einem Bauern mitgenommen, die andere Gruppe, die aus mehreren Menschen bestand, musste zu einer Autofabrik.

Ich und mein Leidensgenosse Ivan Grebenjuk wurden einem Altstoffsammelbetrieb zugewiesen, der sich überwiegend mit Metall und Metallteilen beschäftigte. An diesem Tag wurden wir für die Akten fotografiert, dann bekamen wir rote Bänder, auf denen mit großen weißen Buchstaben, die man von weitem sehen konnte, "OST" stand. (Das bedeutete "Ostarbeiter") Ohne dieser Bänder war uns nicht erlaubt in die Stadt zu gehen. Danach wurden wir in das Lager der Fabrik "Kollet&Engelhard" gebracht. Man hat uns zuerst etwas zum Essen gegeben. Es gab es eine Art Gemüsesuppe, die überwiegend aus Steckrüben bestand. Wir wissen, dass der berühmte Dichter Goethe, der ja auch in Frankfurt am Main geboren war, Steckrüben sehr mochte. Auch in England waren Steckrüben mit Fleisch ein Nationalgericht, aber dort war es mit Fleisch, und das ist es doch etwas anderes als mit viel viel Wasser. Dann gab es so etwas wie Brei, ich weiß nicht mehr genau welchen, aber der Koch versicherte uns, dass er angeblich mit Fleischbrühe gemacht wurde. Außerdem haben wir ungefähr 200g Brot und "Kaffee" aus Gerste. Den sogar soviel wir wollten.

Das größte Ostarbeiter-Kontingent im Lager, in das ich und Ivan eingewiesen wurden, waren weissrussische Männer und Frauen. Es handelte sich um meist ruhige, einfache und ziemlich anspruchslose Leute vom Land, alle in der Firma Kollet & Engelhardt" arbeiteten. Zwei von denen waren krank, sie hatten Tuberkulose.

Die Lagerwache bestand aus drei Polizisten, ihr Anführer war ein großer dünner Mann, ein Deutscher von ungefähr 35 Jahren. Wir

alle nannten ihn den "Goldenen", eine Anspielung auf seine goldblonden Haare, vielleicht auch darauf, dass er wirklich kein unrechter Mensch war. Die beiden anderen waren weit über 60. Sie wollten vor uns sehr streng und grausam dastehen, was ihnen nicht besonders gut gelang, da sie in ihrem Herzen doch nur zwei von Strapazen des Lebens gezeichnete alte Männer waren.

Meine Schüler! Meine russischen, und deutschen Freunde! Meine Generation lebte damals in einer schrecklichen Zeit, in einer Zeit der entfesselten schwarzen Drachen. Wie viele Tote Verletzte, Verhungerte gab es damals? Lasst uns alles dafür tun, das so etwas nicht mehr geschehen kann.

Ich fahre mit meiner Erzählung fort. Man hat uns also im Lager in einer speziellen Baracke untergebracht, wo wir auf Holzpritschen, die uns zugleich als Matratze und Kopfkissen dienen musste. Am nächsten Tag, dem 16. Februar nach dem Frühstück, kam unser Chef und nahm uns mit zur Arbeit. Er war ungefähr 60, klein mit einem schwarzen Schnurrbart und war sehr beweglich. Er brachte uns zum Main, dort stand unweit des Mains ein kleines zweistöckiges Haus, in dem er mit seiner Frau lebte. Es gab noch andere kleine Gebäude, die während der Bombardierungen durch die Alliierten zerstört worden waren, kaputte Schuppen und einige Stellen, an denen die Überreste von Flugabwehrgeschützen zu erkennen waren. Bis zu den zerstörten Schuppen waren Geleise geführt, zu beiden Seiten davon lagerten Berge von Metallschrott und durch die Bombardierungen verbogene und zerstörte Geleise und Schwellen.

Das war also unsere Arbeitsstelle. Unsere Aufgabe bestand darin, das Metall zu schneiden, zu sortieren und wegzuräumen. Die Schienen und Schwellen mußten zerteilt und dann auf die Plattformen gestapelt werden. Am schwersten war die Arbeit mit

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

den Metallteilen. Zuerst arbeiteten nur 6 Leute: zwei Deutsche, zwei Franzosen und wir beide, ich und Ivan. Der älteste war der Deutsche Karl. Er gab uns Anweisungen, wer was zutun hatte. Er selber hat mit einem Apparat, Metall geschnitten. Der Deutsche Richard war der Traktorfahrer. Am Anfang lief alles wie immer: Morgens Frühstück, um 8 Uhr mussten wir zur Arbeit. Zum Mittagessen bekamen wir immer die gleiche Suppe und zum Abendessen die Reste vom Frühstück und Mittag, nur noch mit Brot dazu. Gearbeitet haben wir von 8 bis 17 Uhr. Auf der Arbeit waren die Umstände normal. Karl der fast 60 Jahre alt war und, wie ich schon gesagt habe, das Sagen hatte, meinte zu uns, das wir ihn "Karl" nennen sollen. In der Ukraine hätte man ihn mit "Karl Karlowitsch", also mit Vor und Vatersnamen angesprochen. Es war uns ziemlich unangenehm, einen Mann, der unser Vater hätte sein können, so anzusprechen.

Richard ging nicht zu uns her, als wir zum ersten Mal dort auftauchten. Karl deutete nur seine Richtung und meinte: "Der da, das ist Richard. Die Franzosen dagegen kamen gleich zu uns. Sie waren ziemlich verschieden. Der eine dünn und groß, der andere klein und dick und hatte ein bisschen O-Beine und redete ganz schnell Französisch. Der erste Franzose hatte seinen Namen nicht gesagt, dafür kam der kleine zu uns, schüttelte unsere Hände und wiederholte "Ich bin Josif Stalin" und lachte.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft wurden wir von den französischen und englischen Flugzeugen noch nicht angegriffen. Offenbach wurde im Vergleich zu Frankfurt wenig bombardiert. Am 18. März 1944 hörten wir zum erstenmal die Bomben über Offenbach. Es kamen deutsche Wachen und befahlen uns, das Lager zu verlassen und Schutz zu suchen. Ich, Ivan und die anderen



Am Offenbacher Marktplatz nach einem amerikanischen Bombenangriff

Jungs liefen in die Schule, wohin auch unsere Wachen kamen.

Nun, nach ein paar Augenblicken fing etwas Entsetzliches an! Ich werde es nicht genau beschreiben, sondern sage nur, dass es in dieser Nacht sehr viele Tote und Verletzte gab! Es starb der große Franzose, Josif wurde eingeklemmt, zum Glück überlebte er.

In dieser Nacht passierte noch etwas Schreckliches: Hier in Offenbach in der Autofabrik arbeitete mein Landsmann Ivan Krasnjak zusammen mit seinem Vater. Er wurde so wie ich nach Deutschland mit seinem Vater verschleppt. Nur mein Vater starb in einem von Menschen überfüllten Waggon, während sein Vater überlebte. In dieser Nacht sind Ivan Kranjuk, sein Vater und die anderen Ostarbeiter in einen Bunker geflohen. Zwei Bomben sind knapp neben dem Bunker explodiert. Die Decke stürzte ein. Es überlebten nur Ivan und einige andere Leute. Alle anderen sind umge-

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

kommen. Ich und Ivan K. sind durch ein Loch in der Decke entkommen.

Sein Vater wurde später in Offenbach begraben.

3. Brief

Nach dem überlebten Bombenangriff der amerikanischen Luftwaffe auf Offenbach haben die Leute im Lager irgendwie den Mut verloren, sie hatten bei Luftalarm viel mehr Angst und dabei wurde immer häufiger Alarm gegeben.

Abends haben wir uns vor dem Schlafengehen oft noch verschiedene Geschichten erzählt oder die Ereignisse des vergangenen Tages besprochen. Es war nämlich im Lager so geregelt, dass man uns nach dem Appell gestattete, 15 oder 20 Minuten miteinander zu reden oder irgendeiner Erzählung zuzuhören.

An einem dieser Abende habe ich den anderen vorgeschlagen, das Werk von Mark Twain „Der Prinz und der Bettelknabe“ zu hören. Diese Werk hat meinen Lagergenossen so gut gefallen, dass sie ganz aufmerksam zuhörten. Als schließlich der Lageraufseher kam und die Stille bemerkte, fragte er den Dolmetscher (die Aufseher kamen immer mit Dolmetscher), was das bedeuten sollte, wovon denn diese Erzählung handele. Als er sich davon überzeugt hatte, dass sie vollkommen unpolitisch war, beruhigte er sich, sagte, dass es Zeit zum Schlafen sei und ging wieder.

Nach diesem Vorfall kamen meine Lagergenossen oft zu mir und sagten: „Pobaj, Grigorij, pobaj!“ „Pobaj“ ist ein weißrussisches Wort und heißt soviel wie „erzähl“.

Die Ernährung im Lager wurde aufgrund der Luftangriffe erheblich schlechter. Kann sein, dass das der Grund war, warum uns die Lagerleitung gestattete, an arbeitsfreien Ta-

gen in die Stadt zu gehen. In der Stadt konnte man vielleicht irgendeine kleine Arbeit finden und etwas verdienen. Man musste nur einen roten Aufnäher tragen, auf dem in weißen Buchstaben „OST“ stand. Eines Tages an einem Sonntag ging auch ich in die Stadt. Meine Freunde, die bereits

mehrfach dort hingegangen waren, rieten mir langsam zu gehen und dabei nicht stehen zu bleiben und zu hören, ob nicht vielleicht jemand ruft. Dann sollte man den Umständen entsprechend handeln.

Und so ging ich. Die Stadt war wie leergefegt, auf den Straßen waren wenig Leute. Ich traf einen Polizisten, der sich zwar nach mir umsah aber nichts sagte. Plötzlich hörte ich, wie jemand nach mir rief. Ich blickte mich um und sah einen alten Deutschen von vielleicht 80 Jahren, gebeugt und mit Krücken, der einen schwer bepackten Leiterwagen hinter sich herzog. Auf dem Wagen waren zwei nicht allzu große Säcke, die aber sehr schwer waren. Wie sich später herausstellte, war in dem einen Kohle, im anderen Brennholz.

Ich zog also diesen Wagen zum Haus des alten Mannes, lud die Säcke ab und wollte gehen. Doch der alte Mann hielt mich auf, ging irgendwo hin, kam zurück und gab mir ein gut eingewickeltes Päckchen. Ich bedankte mich und fragte mich erstaunt, was in diesem ca. 1 Pfund schweren kleinen Päckchen wohl drinnen war.

Als ich ins Lager zurückkam und den Inhalt auswickelte, stellte sich heraus, dass es sich um einen Block aus weißem, verzuckerten Bienenhonig handelte.

Viele meiner Mitlagerinsassen besuchten an den arbeitsfreien Tagen deutsche Familien. Auch ich wurde mit einer deutschen Familie bekannt gemacht. Diese Familie bestand aus drei Personen: dem Hausherrn, der ca. 70 Jahre alt war, seiner Frau und einer alten Oma von ca. 90 Jahren. Die Leute wohnten

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

nicht weit von unserem Lager entfernt in einem kleinen, sauberen und gemütlichen Häuschen. Neben dem Häuschen stand ein kleiner Schuppen und dahinter war ein winziges Grundstück, auf dem Blumen wuchsen. Nicht weit von diesem kleinen Haus – in der ganzen Straße gab es viele ebensolche, standen viel größere Häuser, aber sie alle waren bei den englischen und amerikanischen Bombenangriffen zerstört worden, während die kleiner Häuser nicht gelitten hatten.

Zu dieser Familie ging ich also zu streng festgelegten Zeiten und nur dann, wenn ich arbeitsfrei hatte. Ich musste dort leichte Arbeiten verrichten, meistens gemeinsam mit dem Hausherrn. Wir reinigten die Kanalisation, schnitten die Hecke und Sträucher und gossen die Blumen, daneben fegte ich die Straße vor dem Haus und räumte den Schuppen auf. Als Lohn für diese Arbeit bekam ich zu Essen, gaben mir Brot und einige andere Lebensmittel, die ich dann

mitnehmen konnte.

Den Hauptgrund, warum dieser ältere Deutsche mich zu sich einlud, sollte ich alsbald erfahren. Mittlerweile gab es fast täglich Luftalarm. Während dieser Alarme gingen der Hausherr und seine Frau in einen nahegelegenen Luftschutzbunker, während sie die alte Oma zu Hause ließen. Sie aber nicht alleine in den Keller gehen konnte, da sie in einem Rollstuhl saß. So musste ich also die alte Frau in den Keller hintertragen und mit ihr zusammen unten bleiben, bis der Alarm vorbei war. In diesem Keller hatte der Hausherr Werkzeuge bereitgelegt: einen Spaten, eine Hacke und anderes; er zeigte mir an einer Wand eine Stelle, durch die man im Falle dass wir verschüttet werden würden, ein Loch hauen konnten und so in den Nachbarkeller gelangen konnten. Gott sei Dank trat dieser Fall aber nicht ein und das Haus meines Hausherrn blieb während des ganzen Krieges verschont.

Das Kriegsende rückte näher. Englische und



Auch das Büsing-Palais wurde von englischen und amerikanischen Bomben getroffen.

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

amerikanische Flugzeuge flogen in Schwärmen an Offenbach vorbei, manchmal warfen sie Bomben, meistens aber bombardierten sie andere Städte. Im Lager erzählte man sich, dass man an der Art Bomben zu werfen

erkennen konnte, ob es Engländer oder Amerikaner waren. Die Amerikaner warfen alle ihre Bomben auf einmal ab und flogen dann wieder davon. Die Engländer hingegen kreisten oft stundenlang über der Stadt, suchten ihre Ziele genau aus und warfen dann einzelne Bomben, was ganz grausam an den Nerven zerrte, besonders nachts.

Eines Tages, es war schon ziemlich kurz vor Kriegsende, ich kann mich an das genaue Datum nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch, dass es ein Werktag war, so um 11 Uhr. Überall in der Stadt heulten die Sirenen: Luftalarm! Jeder rannte in die Bunker und suchte Schutz, wo er nur konnte.

Dort, wo wir arbeiteten, befand sich offensichtlich zu Beginn des Krieges eine Luftabwehrstellung und ein gut befestigter Unterstand. Irgendwann hatte man das Geschütz abgezogen und ich hatte während der Luftalarme des öfteren in diesem einsamen und verlassenem Unterstand Schutz gesucht. Iwan und der Franzose Josif flüchteten immer an eine andere Stelle. Da tauchte am Himmel eine Masse amerikanischer Flugzeuge auf. Sie flogen entlang dem Main und wie es schien, direkt auf mich zu. Die Erde zitterte unter dem Brüllen der Motoren. Ich rannte so schnell ich konnte zu meinem Unterstand. Plötzlich lief auf mich der Franzose zu, packte mich an der Hand, rief etwas, was ich nicht verstand und zog mich woanders hin. Ich sah in sein Gesicht: es war angstverzerrt und er zitterte am ganzen Körper. So lief ich schließlich hinter ihm her. Einige Meter von dem Unterstand entfernt, wo ich mich immer versteckte, befand sich ein an-

derer Unterstand. Er war kleiner und nur für zwei Personen, aber viel tiefer und nach allen Regeln der Kriegskunst befestigt. Kaum waren wir da hinein gesprungen, als die Bomben um uns herum krachten und pfeifen. Unser Unterstand erzitterte so, als ob die Erde bersten wollte. Als die Flugzeuge schließlich wieder abzogen und Entwarnung gegeben wurde, krochen wir heraus und sahen, dass an der Stelle, wo ich Schutz suchen wollte, ein riesiger Bombenkrater war, in dem einen halben Meter hoch das Wasser stand. So blieb ich, dank Josif, am Leben.

Irgendwann in der zweiten Märzhälfte 1945 riefen sie auch Karl zur Armee. Später, als schon die Amerikaner in Offenbach waren, trafen wir in der Stadt die Frau von Karl, die wir kennen gelernt hatten, als sie Karl einmal das Essen brachte. Sie erzählte uns, dass Karl noch lebte. Er war in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten und sie erwartete seine Rückkehr. Wir waren darüber sehr froh, weil Karl wirklich ein guter Mensch war.

Unmittelbar vor dem Einzug der Amerikaner musste wir uns aufstellen und wurden von unseren alten Lagerwärtern über die Brücke über den Main getrieben. Während dieses Marsches liefen die Gefangenen in alle Richtungen davon und auseinander und es schien, als wollten unsere Aufseher das gar nicht ernstlich verhindern. Einige der Leute kehrten gleich wieder nach Offenbach zurück, ich und Iwan gingen jedoch weiter, ohne selbst genau zu wissen, wohin wir eigentlich gingen. Wir durchquerten einige Wäldchen und Lichtungen, stießen auf einige kleine Siedlungen, in denen es nur zwei oder drei Häuser gab. Wir hatten große Angst davor, auf deutsche Soldaten zu stoßen. Schließlich kamen wir in ein größeres deutsches Dorf, das in einer Senke gelegen war. Umliegend gab es einige Erhebungen und auf einer dieser Erhebungen war ein

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

Bombenunterstand ausgehoben, neben dem sich eine kleine Gruppe „Ostarbeiter“ versammelt hatte, denen wir uns anschlossen.

Zu diesem Bombenunterstand kamen oft auch Deutsche, wenn es unten im Dorf Fliegeralarm gab. Sie brachten uns auch oft etwas zum Essen mit.

Am dritten Tag unserer Ankunft dort tauchte auf dem Weg, der an dem Unterstand ganz nah vorbei und ins Dorf hinunterführte eine Gruppe deutscher Soldaten auf. Es waren vielleicht 10 Leute und sie gingen Richtung Dorf. Jemand flüsterte aufgeregt: „Deutsche! Deutsche!“. Alle aus unserer Gruppe rannten auseinander um sich zu verstecken. Die Soldaten bemerkten uns und kehrten auf unsere Seite zurück, aber ihr Kommandant rief etwas im Befehlston, worauf sie augenblicklich umdrehten, keinen Blick mehr auf uns warfen und ins Dorf gingen.

Ich war zu diesem Zeitpunkt dem Weg am nächsten gewesen und habe so ganz deutlich gesehen, dass diese deutschen Soldaten eigentlich Kinder zwischen 16 und 18 Jahren gewesen sind, manche von ihnen leicht verwundet.

Es vergingen noch einmal zwei oder drei Stunden. Aufregung erfasste uns alle. Wie würde es weitergehen?

Plötzlich erschien in der Ferne eine große Kolonne Soldaten. Doch es waren keine Deutschen. Es waren ganz deutlich andere Uniformen. Als die Soldaten näher kamen, rief einer unserer Leute: „Hurra, die Amerikaner!“ Als die Amerikaner nahe waren, meinte jemand anderes: „Von wegen Amerikaner, das sind Chinesen!“

Die Mehrzahl der amerikanischen Soldaten hatten einen asiatischen Einschlag, weshalb einige von uns dachten, es seien Chinesen. Neben diesen gab es noch viele Schwarze, Araber, Mestizen und Mulatten und natür-

lich auch einige, die aussahen, wie Europäer. Die Amerikaner gingen langsam und in gespannter Aufmerksamkeit, einige ohne Marschtritt. Viele kauten etwas und die Mehrzahl trug eine Brille. Gegenüber uns verhielten sie sich freundlich.

Nach dem Treffen mit den amerikanischen Soldaten kehrten Iwan und ich wieder nach Offenbach zurück. Beim Übersetzen über den Main tragen wir viele alte Deutsche, die, wie es mir schien, aus dem Krieg zurückkamen. Wie für die Deutschen typisch, besprachen sie ruhig und geschäftsmäßig die Lage, die sich nunmehr für Deutschland ergeben hatte.

In Offenbach kamen wir in leeren Soldatenunterkünften unter. Überhaupt sammelten sich hier jetzt sehr viele „Ostarbeiter“, viele mit Familien mit Kindern im schulpflichtigen Alter. Für solche Kinder habe ich sogar ein wenig Unterricht organisiert.

Alle warteten auf das endgültige Ende des Krieges, um in die Heimat zurückkehren zu können.

Auch ich wollte endlich nach Hause. Anscheinend war in der Heimat die Sonne wärmer und die Sterne schienen heller und das Land duftete nach Getreide.

Ich habe mich noch einmal davon überzeugt, dass man die Heimat bewahren und lieben muss und dass es ohne Heimat für den Menschen sehr schwer auf der Welt ist.

(Aus dem Russischen übersetzt von Inga Kaplanskaja 10c, Julija Novikova 10a, Maria Anisimowa 10e und Wolfgang Grünleitner, Russischlehrer)

4. Brief

Liebe Schülerinnen und Schüler der Schiller-
schule, sehr geehrter Herr Grünleitner

Ich möchte Ihnen und den Schülern meine
große Dankbarkeit ausdrücken, dass Sie sich
so dafür einsetzen, dass ich vielleicht doch
noch eine Entschädigung für meinen Auf-
enthalt in Offenbach erhalte.

Ich danke Ihnen allen ganz besonders für die
Medikamente, die Sie mir geschickt haben.
Sie erleichtern mir das Leben sehr. Auch
dass Sie die Beschreibung sogar in russi-
scher Sprache besorgt haben, ist ganz wun-
derbar.

Letzte Woche war ich wieder einmal bei der
Vertretung des Fonds für „Erinnerung, Ver-
antwortung und Zukunft“ in Saporoschje.

...

Noch immer wird von mir obligatorisch ver-
langt, einen Nachweis zu erbringen, dass ich
tatsächlich verschleppt worden bin. Es muss
doch irgendwo eine Bestätigung geben, dass
das so ist. Ich werde noch einmal nach Mos-
kau ins Zentralarchiv schreiben. ...

Sie haben mich noch einmal nach Offenbach
eingeladen. Ich habe es mir wirklich gut
überlegt, aber ich habe so viele Beschwer-
den, dass ich die lange Reise nicht mehr
machen kann. ...

Ich bete zu Gott, dass Sie alle gesund blei-
ben und Freude am Leben haben und Ihnen
das, was Sie für mich tun, von ihm vergolten
wird. Ich bin sehr froh, dass ich die Medi-
kamente von Ihnen bekommen habe.

Herzliche Grüße

Grigorij Nikolajewitsch Kommissarenko

Nachwort 1

Natürlich finden wir es sehr schade, dass
Herr Komissarenko nicht mehr nach Offen-
bach kommen kann. Er hätte uns bestimmt
noch viel erzählen können.

Besonders aufgeregt haben wir uns aber
darüber, dass sein Antrag auf Entschädigung
bis jetzt nicht angenommen wurde, weil er
neben der Bestätigung aus Offenbach, dass
er wirklich hier war, Zeugen oder Dokumen-
te darüber beibringen soll, dass er tatsäch-
lich verschleppt wurde und nicht etwa frei-
willig nach Deutschland kam. Obwohl er an
viele Archive geschrieben hat, konnte er das
bisher nicht „nachweisen“. Wie auch? Die
meisten Zeugen sind tot, und wenn es sie
gäbe, wie sollte man sie heute noch finden?
Herr Komissarenko berichtete davon, dass
viele ehemalige Zwangsarbeiter in einer
solchen Lage seien.

Da uns das nicht ganz geheuer vorkam, ha-
ben wir deshalb an die Leitung der Stiftung
„Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“
in Berlin geschrieben und den Fall darge-
stellt. Von dort reagierte man sehr freund-
lich und sehr hilfsbereit:

1. Nach den Statuten der Stiftung hat
Herr Komissarenko seine Nachweis-
pflicht ausreichend erfüllt. Die Ent-
schädigung steht ihm auf jeden Fall
zu.
2. In Kürze wird eine Kontrollkommis-
sion in die Ukraine aufbrechen und
die ukrainische Partnerorganisation,
die für die Auszahlung der Entschä-
digungen zuständig ist überprüfen.
Entweder ist der dortige Leiter im
günstigsten Fall „übergenu“ oder
irgendetwas ist tatsächlich faul. Eine
weitere Möglichkeit ist, dass bei vie-
len staatlichen oder halbstaatlichen
Stellen noch immer die Meinung
existiert, Zwangsarbeiter seien Ver-

Als Zwangsarbeiter in Offenbach

räter, weil sie in Hitlerdeutschland gearbeitet und damit die Nazis gegen

ihre Heimat unterstützt hätten. Oder vielleicht ist es auch nur Neid auf die finanzielle Unterstützung, die für dortige Verhältnisse viel Geld sind.

Wir bleiben am Ball.

Marija Anisimowa, Inga Kaplanskaja, Julia Novikov, die Schülerinnen und Schüler des Russisch-Kurse 10, die Schülerinnen und Schüler der Klasse 10c

Nachwort 2

Am 28.April teilte mir Herr Komissarenko mit, dass am 31.12.2002 seine Frau verstorben ist. Am 22.April 2003 erhielt er die Mitteilung, dass er aufgrund der Tatsache, dass er Kriegsgefangener gewesen sei, keinerlei Anspruch auf Entschädigung habe. Aus „Restmitteln“ bekomme er jedoch den Betrag von 306,78 € als Ausgleich für das von ihm erlittene Unrecht.

Das sind pro Tag Zwangsarbeit 77 Cent.

Gerechtigkeit ist doch eine schöne Sache!

W.Grünleitner, Offenbach, Mai 2003